

Sudermann.

Von

Konrad von Bevern.

Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.
1892.

Sudermann.

Von

Konrad von Bevern.



Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.
1892.



Sudermann.



Wir geben die einfache Ueberschrift ohne jegliches Beiwerk, um von vornherein zu erklären, daß uns zu nachfolgenden Zeilen keinerlei persönliche Motive bewegen, und daß wir es lediglich für geboten halten, einmal in unserm Sinne, d. h. ganz objektiv, nicht den Menschen selbst, sondern sein Thun und Treiben in seinen Werken einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Für uns bedeutet der Name Sudermann kein Einzelwesen, sondern er ist sozusagen ein Gattungsbegriff, welcher sich aus einem Chaos der mannigfaltigsten Litteraturbestrebungen herausgelöst hat. Für diese gilt jetzt vor allen Dingen und in ganzem Umfange Lessings Ausspruch: „Die Kunst geht nach Brot" und da die Antwort: „Das soll sie nicht ...... 2c.", mit der Zeit verloren gegangen ist, so ist es nicht zu verwundern, daß schließlich der sonst so gute, segenbringende deutsche Boden für die Erzeugnisse der Litteratur stellenweise so schlecht und verwahrlost geworden ist, daß nur Unkraut und Giftpflanzen darauf wuchern.

Aus der großen Zahl von Sudermanns Werken können wir selbstredend nur die bekanntesten und einflußreichsten herausnehmen, um ihren Wert oder Unwert zu kennzeichnen. Es sind dies von den Romanen der „Katzensteg" und von seinen dramatischen Werken „Die Ehre" und „Sodoms Ende".

Daß diese Leistungen ein gewisses Publikum fanden, ist erklärlich und nicht zu verwundern. Man muß ja

auch die Urteilslosigkeit der großen Menge Halbgebildeter kennen, um zu begreifen, daß sogenannte „Dichter", wenn sie nur möglichst wenig Anforderungen an das Denken stellen und möglichst viel Klatsch (oder auch „Sudelei"), Lüsternheit und Sensationelles bringen, immer ihres Erfolges sicher sein können. Für dieses Gros der Leihbibliothekleser und Theaterbesucher genügt es vollkommen, daß von Berlin das Signal der Bewunderung gegeben wird, um auch ihrerseits Beifall zu klatschen. Die Richtung, welche Sudermann vertritt, zieht seit langer Zeit breite Furchen in die Litteratur unserer Tage, und wenn sie auch früher etwas zaghafter einherschritt, so ist der Mut und das Selbstgefühl doch dergestalt gewachsen, daß ein Einhalten jetzt fast unmöglich erscheint.

Das journallesende Publikum hat sich daran gewöhnt, gleichsam eine Hetzpeitsche hinter sich zu fühlen, die es von Heft zu Heft treibt, kritiklos die einzelnen Sachen geradezu „verschlingt" und Gediegenes, Gutes beiseite schiebt, denn wer will sich noch des Denkens befleißigen in der Jagd des Lesens? Ganz wie die meisten Kritiker es machen, die auch nicht eigentlich kritisieren — NB. sind sie hierzu oft genug auch gar nicht im stande — sondern ein Werk einfach durchblättern, langsam oder schnell, ganz wie es eben die Zeit erlaubt. Paßt das Werk in den vorgeschriebenen „Rahmen" des Blattes — natürlich kann davon nicht mehr die Rede sein, daß der Rahmen sich nach dem Kunstwerk richtet — so ist die e r s t e Bedingung erfüllt und wenn dasselbe dann noch nebenbei „prickelnde" Stellen aufweist, und wenn jammervolle Hysterie darin ihr Wesen treibt, so hat gewöhnlich das Werk alles erfüllt, was man heutzutage verlangt, und — es wird mit Behagen abgedruckt. Die vielberufenen „Meister" und „Meisterinnen" dieser Epoche führen denn auch ein ziemlich glückseliges Dasein, sie brauchen keineswegs nach Brot allein zu gehen, sondern können sich Austern und Sekt leisten,

ganz nach Belieben leisten, denn die Mittel sind reichlich dazu vorhanden!

Und während die Worte des Malers Conti: „Die Kunst geht nach Brot“, die doch wohl einen leisen Vorwurf in sich tragen, sonst mit einer ganz gerechtfertigten Wehmut aufgenommen wurden, werden sie heute kaum mehr verstanden und unter Umständen negative Wehmut oder gar einen Lacherfolg verursachen.

Die Welt und die Aufgaben der Menschheit sind nun einmal Wandlungen unterworfen, aber ist es nicht vonnöten, daß diese Wandlungen ins Ungeheuerliche gehen; auch kann man schwerlich eine ganze Nation für die Anschauungen und Ausschreitungen einzelner Kategorien verantwortlich machen. Zur Ehre der deutschen Nation sei es gesagt, daß hinsichtlich der Richtung in Kunst und Litteratur, wie sie Sudermann und seinesgleichen vertreten, doch große Zweifel gehegt werden, und daß sich die meisten gebildeten Menschen, welche begreifen können, wie verwerflich diese Richtung ist, sich scharf von ihr zurückziehen.

Man nennt diese Richtung die naturalistische oder realistische; unserer Meinung nach mit Unrecht. Denn diese Bezeichnung, welche man früher einer Richtung wirklicher Künstler beilegte, paßt hier durchaus nicht, und man thäte ihr, wollte man sie mit Ernst anwenden, einfach zu viel Ehre an. Der Realismus ist berechtigt, wenn er einem falschen Idealismus, der eine dem wirklichen Leben fremde, phantastische, fleisch- und blutlose Welt vorführt, entgegengesetzt ist. In diesem Sinne sind Shakespeare und Goethe große Realisten. Der Realismus aber, der sich jetzt in der Kunst breit macht, ist nichts anderes, als eine möglichst virtuose Kopie des gemeinen Lebens. Der Leser oder Beschauer soll staunen über die genaue Wiedergabe der Dinge, sei es auch der ordinärsten. Man bewundert den Maler, der einen alten Rock oder einen Kohlkopf mit naturalistischer Wahrheit

darstellt, und man bewundert den „Dichter", der die alltäglichen Lebenszustände bis auf das Pünktchen auf dem i wiedergiebt mit allen Nüancen der Lokalfarbe. Und diese Wiedergabe der trivialen, ordinären Vorkommnisse, die auch das ekelhafteste nicht verhüllt, nennt man „Realismus" und feiert ihn als Höhe der Kunst.

Wir sind, da wir überhaupt keinen parlamentarischen Ausdruck für diese Richtung finden können, nun auch gar nicht gesonnen, dafür einen zu suchen und halten uns lediglich an den Namen Sudermann, den Hauptrepräsentanten derselben. Wollten wir international sein, so träte vielleicht Sudermann hinter Zola, Tolstoi, Ibsen, Sardou ꝛc. zurück, doch das fällt uns bei dieser Gelegenheit nicht ein; wir lassen die Ausländer ihres Weges gehn und „kehren vor unserer eigenen Thür", womit wir wahrlich genug zu thun haben.

Der vielbesprochene Roman „Katzensteg" ist im Publikum stellenweise gut, ja manchmal sogar mit Jubel aufgenommen; warum auch nicht? Derselbe ist unbedeutend und cynisch genug, er geht zu schrankenlos über das Maß des Schicklichen hinaus, als daß er nicht seine Leser finden sollte. Uebrigens ist der Anfang des Buches in ansprechendem Stil geschrieben, Satzbildung und Sprache weichen so wesentlich von der sonstigen Art des Autors ab, daß man höchst angenehm davon berührt wird. Leider aber ist diesem gewinnenden Anfang, der lebhaft an die wundervollen Weisen Erkmann-Chatrians erinnert, ein baldiges Ziel gesteckt, und je abenteuerlicher und schmutziger sich der Inhalt ausweist, desto nachlässiger werden Stil und Komposition. Es ist gerade, als könnte sich der Verfasser nicht gütlich genug thun an der Gemeinheit, mit der er um sich wirft, sie geht sozusagen mit ihm durch, so daß man von Ekel und Grauen erfüllt wird. Der Katzensteg selbst ist im Hinblick auf eine kriegerische Manipulation sehr zweifelhaft, doch das mag hingehn, denn hinsichtlich des Unwahrscheinlichen

muß man mit jedem Dichter Nachsicht üben. Doch wie ist es möglich, einem gänzlich verkommenen Frauenzimmer aus der Hefe des Volkes die Rolle zu erteilen, die es darin spielt?

Nicht mehr jung an Jahren, das direkte Gegenteil von anziehend — die ausgesprochene Dirne des eigenen, leiblichen Vaters, wird die Heldin mit einer Wollust am Gemeinen durch das Buch gezerrt, daß man sich fragt, ob dies wirklich in Deutschland geschrieben sein kann, oder ob man in einem bösen Traum befangen ist? Dieses Geschöpf mit fast nur tierischem Instinkt begabt, hat seinerzeit den abscheulichen Verrat seines Herren ausgeplaudert und wird nun, da es mit in denselben verwickelt ist, sein lebelang, wo und wie es sich auch blicken läßt, vom Volke mit Steinen geworfen. Dieser undenkbare Zustand, der durch nichts gemildert wird und bis zur Unerträglichkeit immer wieder in die Erscheinung tritt, könnte allerdings den barmherzigen Leser rühren, aber dieses weichere Gefühl kann nicht aufkommen, der Konflikt wird, je weiter man in der Erzählung fortschreitet, widerwärtiger und abschreckender.

Sudermann hetzt diese Figur ohne Rast und Ruh durch das Buch und bringt es schließlich fertig, daß der gebildete, unschuldig verfolgte Held, der verdammt ist, mit der Person zu hausen, für dieselbe in Liebe entbrennt. Hier liegt der Schwerpunkt von Sudermanns grauenerregender Phantasie! Und nun läßt er derselben den Zügel schießen bis ins Ungeheuerliche; kein Erbarmen mit dem anständigen Leser, der doch niemandem, und wäre es der schwächlichste Charakter, es verzeihen würde, daß ein Mensch die Dirne des eigenen Vaters mit einem andern Gefühl als dem der Verachtung ansähe, nein, bei Sudermann wird dieselbe in der Einsamkeit, die den Helden umgiebt, begehrenswert. Alle die platten, gräßlichen Empfindungen, in denen er zu schwelgen pflegt, treten hervor und setzen dem schauderhaften Spiel nirgend

Grenze und Ziel. Nicht genug, daß man einmal verdammt ist, nächtliche Scenen, die sich auf dem Lager dieser „Liebesleute“ abspielen, zu durchlesen, nein, damit ist Sudermann nicht zufrieden, er wiederholt sie bis ins Unerträgliche und bringt die Roheit zur Vollendung, als er das gierige Geschöpf dem Helden die Lippe blutig beißen läßt. Daß der Autor nach allen diesen Beschreibungen dann noch etwas darin sucht, den Helden ungefährdet im eigentlichen Sinne des Worts aus diesem Dilemma herausgehen zu lassen, ist im Grunde überflüssig und macht durchaus nichts gut. Der Eindruck der gräßlichen Lektüre bleibt und hat mit einem Kunstwerk nichts gemein.

Mehr oder weniger sind sämtliche novellistische Arbeiten Sudermanns gleicher Art, und wir haben nur den „Katzensteg“ herausgegriffen, weil es eines seiner ersten Werke war, das ihm geholfen hat, „berühmt“ zu werden; seine grauenhafte Phantasie ist sich gleich geblieben und hat namentlich bei seinem letzten Werk „Mein Sterbelied“ gezeigt, daß er nicht gesonnen ist, in seiner schriftstellerischen Thätigkeit andere Bahnen als die bisherigen zu verfolgen.

Naturgemäß stehen die dramatischen Werke den novellistischen nicht nach, und diese wirken noch bei weitem verstimmender, als man sich nicht mehr mit dem Buche allein fühlt, sondern öffentlich und in großer Gemeinschaft sehen und hören muß.

Selten wohl hat ein Bühnenstück in Deutschland mehr Aufsehen erregt, als „Die Ehre“; und ganz mit Recht, denn Gemeineres und Cynischeres kann man sich kaum vorstellen, als der Inhalt dieses Machwerks bietet. Uebrigens fand es bei den Kritikern außerordentliches Interesse; ob für oder gegen, sie waren es, die einzig und allein berufen zu sein schienen, in erster Linie Sudermann als Dramatiker berühmt zu machen. Und diese sehr fragwürdige Berühmtheit erfaßten nun die

Dichter unserer Tage und waren stellenweise so davon durchdrungen, daß Sudermann um ein Haar der größte Preis der Anerkennung gezollt wäre, den Deutschland überhaupt geben kann: der Schillerpreis! Zum großen Glück aber besann man sich noch in zwölfter Stunde in dem maßgebenden Komitee und ließ die Angelegenheit auf sich beruhen. Wenn man die Blamage bedenkt, der Deutschland somit noch glücklich entronnen ist, so kann man in der That erleichtert aufatmen. Stellen wir uns doch nur zu gern an die Spitze aller Nationen, wenn es gilt, moralischen Ruhm zu ernten, sprechen wir doch nach alter Tradition nur zu gern von deutscher Treue, von deutscher Sitte und deutscher Moralität. Leider ist dies aber nur noch ein überwundener Standpunkt, und wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir eingestehen, daß die allernotwendigsten Bedingungen für Ehre und Moral, für gute Sitte und Pflicht mehr und mehr abhanden kommen. Diese Beobachtung wird jeder denkende und fühlende Mensch machen, wenn er nur einen geringen Blick für die Ereignisse des jetzigen Lebens hat, und wie viel mehr soll es derjenige haben, dessen ganze Lebensaufgabe ist, im edlen Sinne und durch gutes Vorbild zu nützen? In erster Reihe ist dazu unbedingt der Dichter berufen, d. h. wenn er wirklich ein Dichter ist! Nicht etwa der, den ein Sortiment von Schreiern ohne genügenden Grund zu einem solchen erhebt. Solche Zustände überleben sich zum Glück bald, und es würde kaum der Mühe verlohnen, ein Wort über Sudermann noch jetzt zu verlieren, wenn seine Werke nicht den Unwillen immermehr erregten und geradezu zu einem offenen Protest aufforderten.

Deshalb soll es hier ganz unumwunden und ohne jegliche Scheu ausgesprochen sein, daß Sudermanns Werke nach jeder Richtung hin schlecht und verwerflich genannt werden müssen. Sein Schauspiel „Die Ehre" — alles Gemeine vorerst beiseite gestellt — ist nament-

lich als Kunstwerk betrachtet von höchst fragwürdigem Wert. Von Anfang bis zu Ende weiß der Autor mit nichten das Problem zu lösen, etwas Wertvolles zu liefern. Häßliche, schmutzige Situationen ohne jeglichen Reiz für Auge und Ohr reihen sich aneinander und gruppieren sich um ein paar platte und andererseits phantastische Charaktere. Alles hängt lose zusammen, so daß der Autor einer imponierenden Gestalt bedarf, die das Stück gleichsam zusammenleimt, wenn es droht, auseinanderzufallen. Diese Figur ist der Graf Trast Saarberg, der denn auch bei mißlichen Stellen prompt in die Erscheinung tritt und dem Ganzen mit weitschweifigen Tiraden aufhilft. Vielleicht hat sich der Autor gerade einen Grafen besonders anziehend und befähigt vorgestellt, um in der moralisch verkommenen Gesellschaft seines Stücks Ansichten von Ehre zu entwickeln, und wir müssen gestehen, daß ein routinierter Schauspieler diese Figur auch zu einer gewissen Geltung bringen kann. Immerhin erzählt der Herr Graf aber zu viel, und da es überhaupt unstatthaft ist, in einem technisch gut aufgebauten Theaterstück sich mit Erzählungen zu begnügen, welche der eigentlichen Handlung aufhelfen müssen, so ist der Herr Graf keine gute Bühnenfigur, sondern lediglich Mittel zum Zweck.

Außerdem sind seine Ansichten über Ehre, die dem großen Haufen vielleicht imponieren, bei aller zur Schau getragenen philosophischen Würde sehr gewagt. Ehre im richtigen Sinne leidet überhaupt keine Definition, sie ist eine stillschweigende und sich ganz von selbst verstehende Thatsache in der Brust eines normalen Menschen, an der man nicht drehen und deuteln darf. Jeder kennt die Grenze, wo die Ehre anfängt oder aufhört, haarscharf, und wenn auch mancher Glaubensartikel in unsern Tagen durch sophistisches Drehen und Wenden an seinem Ursprünglichen Schaden erlitt, so dürfte dennoch der Herr Graf Trast Saarberg der Ehre, sollte sie wirklich

im socialen Leben auf Abwege gekommen sein, nicht zu ihrem Rechte verhelfen.

Ein anderer grober Fehler in der Technik des Stücks ist der, daß Sudermann in den vier Akten desselben keine einzige Scene findet, in der er das handelnde Liebespaar zusammen auftreten läßt. Es ist doch viel verlangt, die ganze Angelegenheit auf Treue und Glauben hinzunehmen, weil sie von den handelnden Personen gelegentlich erzählt wird. Der Sohn aus dem Vorderhause und die Tochter aus dem Hinterhause haben ein schmutziges Liebesverhältnis, sie bilden den Schwerpunkt des ganzen Stücks, auf dem wesentlich der Konflikt beruht. Beide aber treten stets einzeln auf, der Zuschauer sieht sie nie zusammen und muß sich wiederum lediglich mit dem begnügen, was er sozusagen durch Klatsch erfährt. Dies ist ein Unding und kann durch nichts gerechtfertigt werden! Außerdem können wir nicht unterlassen, auf eine sehr mißliche Stelle des Stücks hinzuweisen, wo der Verfasser — unbewußt — aus der Rolle fällt, die er sich mit der Dehnbarkeit des Begriffs „Ehre“ gestellt hat. Sie befindet sich in Akt 4 Scene 2 und 3.

Robert hat einen Revolver in die Brusttasche gesteckt, um sich mit dem Verführer seiner Schwester zu schlagen. Graf Trast weiß ihm dies auszureden und dringt so lange in ihn, bis Robert ihm das „Wort“ giebt, von seinem Entschluß abzulassen. Damit ist Trast indes noch nicht zufrieden, er weiß, das Mordinstrument steckt noch in der Brusttasche Roberts und deshalb bittet er ihn, dasselbe herauszugeben, da es besser sei, zu der Unterredung mit dem Kommerzienrat ohne Revolver zu gehen. Entrüstet weist Robert die Zumutung, daß er ihn doch noch gebrauchen könnte, zurück mit den Worten: „Soll ein Ehrenwort zwischen uns Ehrlosen keine Geltung haben?“

Trasts Antwort hierauf: „Gut, behalte ihn,“ ist eine Regung, die entschieden wohlthätig wirkt. Man

fühlt endlich einmal einen gewissen Halt und ist geneigt, sich halb und halb der Zuversicht hinzugeben, daß der Autor doch noch zu einer gewissen Pointe kommt. Doch eitle Hoffnung! In der 11. Scene wird der gute Eindruck erbarmungslos über den Haufen geworfen. Robert reißt den Revolver hervor, wie es zum äußersten kommt, und hält ihn auf seinen Gegner, den er an der Kehle packt. Bevor dies geschieht, sagt der Verfasser allerdings: („besinnt sich eine Weile .....“); doch es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß Robert sich besinnt, um die mörderischen Worte seines Gegners zu begreifen. Und damit geht die eigentliche Pointe verloren. Kein Zucken der Wimper, keine Mahnung an das eben erst gegebene Ehrenwort kommt auf! Sudermann selbst scheint den Ernst dieses Augenblicks nicht begriffen zu haben und erleidet in unsern Augen jämmerlich Schiffbruch mit seinen Anschauungen von Ehre. Nicht etwa als ob wir die ganz gerechtfertigte Wallung Roberts tadeln, der die Fassung menschlicherweise verlieren muß bei so erbarmungslosen Angriffen des grauenhaft läppischen Kommerzienrates und seines Sohnes. Die Scene gleicht ja einer förmlichen Inquisition, welche die Folterschrauben bis ins Wahnwitzige anzieht. Da ist es selbstverständlich, daß das Opfer zur Gegenwehr greift. Sudermann mußte dies bedenken und durfte deshalb um keinen Preis ein Ehrenwort auf das Spiel setzen, das der Repräsentant der Moral in seinem Stücke aus freiem Antriebe giebt. Die eigenartige Schrulle, die Sudermann verfolgt, daß das, was wir mit dem Worte Ehre bezeichnen, Humbug und eitel Dunst ist, geht hier verloren. Sein Held giebt mit voller Ueberzeugung ein Ehrenwort, das ihm unwillkürlich aus dem Herzen fließt, wie es wohl bei jedem braven Menschen vorkommt. Aber die notwendigen Konsequenzen fehlen, Sudermann schlägt sie ohne Bewußtsein nieder. Und selbst der moralisierende Herr Graf, der ja doch nur durch Vorurteil seine Ehre verloren hat,

denkt seinerseits auch nicht an das von Robert gegebene Ehrenwort, sondern läßt die Sache vollkommen auf sich beruhen. Dafür aber hilft er dem Stück zu einem unsäglich kläglichen Ende: Dieser erbärmliche Kommerzienrat, der doch auch wie die anderen Figuren „aus dem Leben“ genommen sein muß, schlägt mit seinen letzten Worten jedem guten Geschmack in das Gesicht. Wie platt, wie unerhört platt! Wie abgedroschen eine Redensart, die so oft im leichten Lustspiel verwertet, daß man sich fragt, wie es möglich ist, daß der Autor noch diese Jämmerlichkeit hat zum Ausdruck kommen lassen, ohne sie durch unbedeutende ganz leichte Mittel zu mildern?

Um nun noch ein paar Worte über den frivolen Inhalt des Stückes zu sagen, so meinen wir, daß in dieser Beziehung der Höhepunkt erreicht sein dürfte. Mit einer Dreistigkeit ohnegleichen wird eine Prostituierte in des Wortes verwegenster Bedeutung auf die Bühne gebracht, die an Gemeinheit der Empfindung nichts zu wünschen übrig läßt.

Notwendig bedingt diese Hauptfigur auch dementsprechende Nebenfiguren, und das können wir dem Autor gern zugestehn, daß er hierbei mit großer Routine verfährt und keine Lücke entstehen läßt, durch die man schlüpfen könnte, um nur ein einziges Mal erleichtert aufatmen und „frische Luft“ schöpfen zu können.

Man wende nun aber ja nicht ein, daß es doch gerechtfertigt sei, auch einmal die Schattenseiten unseres Volkslebens vorgeführt zu sehen. Das trifft hier nicht zu; fast alle diese Figuren sind mit nichten eigentliche Typen aus dem Volke, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir dies Wort gebrauchen. Zweifellos soll die Schaubühne die Sünden und Schattenseiten der Gesellschaft vorführen, — wer hätte dies meisterhafter verstanden, als Shakespeare; aber bei Sudermann erscheint das Böse nicht in seiner abschreckenden Gestalt und im

Lichte des sittlichen Urteils, sondern als das pikante Ingredienz, welches das blasierte Publikum anlocken und aufregen soll. Seine Darstellung ist weit davon entfernt, das zu wecken, was das Drama wecken soll: Mitleid, Furcht, Abscheu —; höchstens in dem Sinne des witzigen Epigramms von Kästner:

> Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
> Das Mitleid mit dem Stück und Furcht vor mehr dergleichen!

Abscheu vor der Gemeinheit weckt er nicht, vielmehr gewinnt der Leser oder Zuschauer den Eindruck, daß der Verfasser sich in der von ihm gewählten Sphäre einer sittlichen Versumpfung wohl fühlt. Wäre unser Volk wirklich in Sudermanns Figuren dargestellt — dann müßte man sein Haupt verhüllen und sich schämen, diesem Volke anzugehören. Daß unsre heutige Gesellschaft vielfach sittlich krank ist, daß solche Gemeinheiten vorkommen, wie sie „Die Ehre“ und „Sodoms Ende“ vorführen, bezweifeln wir nicht. Aber solche Dinge nun in einem Abklatsch der gemeinen Wirklichkeit bühnenmäßig vorzuführen, dazu gehört eine ungewöhnliche Dreistigkeit, welche das Publikum sich nicht bieten lassen darf. Daß dieses bedauernswerte Publikum Stücke sich bieten läßt und beklatscht, in denen kaum eine anständige Figur ist, die von sittlich verlumpten Personen wimmeln, und die nicht einmal mit dem Esprit geschrieben sind, welchen die französischen Ehebruchsdramen enthalten, vielmehr witzlos und in lotteriger Sprache, — das ist das allerbedauerlichste! — Echtes Volksleben zu schildern, versteht Sudermann nicht. Denn sobald die rein sinnlichen Momente, wie sie die ausgesprochene Prostitution mit sich bringt, und alles, was damit in Beziehung steht, in Frage kommen, scheiden sie sich aus dem Volksleben und bilden für sich eine ganz eigene, abgegrenzte Kaste. Und so ist es mit den Personen des „Hinterhauses“, wie sie uns Sudermann vorführt, bestellt. Kuppler und Kupplerin treten auf, die Eltern des Mädchens sonnen sich in dem eklen Er-



folge ihrer Tochter, und der Vater triumphiert laut über das Sündengeld, das die Gemeinheit der Tochter ihm einbringt. Also, der thatsächliche Auswurf des Volkes! Dieses Gelichter ist nun aber über die ganze Erde verbreitet; es findet sich ebenso gut in dem Volke höchster Civilisation, als desjenigen, das die erste Stufe derselben zu ersteigen versucht. Immer aber werden die Zustände, die damit verbunden sind, als Auswüchse der Gesellschaft betrachtet, die — fast möchte man sagen — instinktmäßig beiseite geschoben werden und im socialen Leben keine Beachtung finden. Dieses wohlthuende Nichtbeachten, dieses unverbrüchliche Schweigen über den Unrat, der sich in abgelegenen, engen Gassen anhäuft, gebot vornehmlich die gute Sitte der deutschen Nation. Ja, es ist Thatsache, daß namentlich den Franzosen gegenüber in dieser Beziehung ein gewisser Stolz der Deutschen sich einbürgerte, der sich etwas darauf zu gute that, nach alter Tradition die angeborene Scham verhüllt und nicht nackt einherschreiten zu sehen. Dieser Stolz ist aber schließlich durch die Sudermannsche Richtung sehr herabgesunken, doch wird er zuversichtlich in seinem ganzen Umfange wiederkehren, sobald die deutsche Nation wieder zu dem Bewußtsein kommt, daß sie sich nicht willenlos fremden Einflüssen hingeben darf, und daß der deutsche Michel Besseres zu thun hat, als unlautere Principien nachzuäffen, bloß weil dieselben einen ephemeren Erfolg haben.

Vor allen Dingen wäre es wohl an der Zeit, wenn das anständige deutsche Publikum Selbsthilfe insofern schaffte, daß die Theaterstücke in Sudermannschem Sinne nicht mehr besucht würden, und daß man gezwungen wäre, dieselben vor leeren Bänken zu geben. Doch daran ist augenblicklich leider bei der Urteilslosigkeit und dem Sensationsbedürfnis unserer Halbgebildeten, — und sie bilden immer die Majorität — noch nicht zu denken; das „berühmte" Lessingtheater, das berufen wurde, in

erster Linie diese Erzeugnisse jetziger Litteratur zur Aufführung zu bringen, hat seinen Einfluß weithin verbreitet und verfährt geschäftlich so routiniert, daß der größte Erfolg seine Unternehmungen krönt. Dazu kommen die Kritiker, welche aus den mannigfachsten Gründen diesem Erfolg das Wort reden, und die blöde Menge vereint mit der tonangebenden Claque füllt gewöhnlich das Theater bis auf den letzten Platz. Daß gegen besseres Wissen die wirklich Gebildeten, welche noch für gute Sitte und Anstand Sinn haben, welche noch gut von schlecht, häßlich von schön und echt Künstlerisches von Pfuscherei zu unterscheiden vermögen, sich nicht offen und ehrlich gegen die Unbill der Sudermannschen Richtung auflehnen, ist eben eine Feigheit, die sich schwer gerächt hat und unverantwortlich genannt werden darf.*) Wie inkonsequent und lächerlich die Verteidiger dieser Richtung verfahren, sieht man täglich und es wäre in der That ein Leichtes, ihre unlauteren Principien aus dem Felde zu schlagen, wenn man ernstlich den Kampf aufnehmen wollte. Wie kindisch ist es z. B., wenn man in den Blättern, die Sudermanns Werke verherrlichen, immer wieder die Verwunderung aussprechen hört, daß in den oft vorkommenden Verhandlungen der Mordprozesse unserer Zeit die „Damen“ das größte Kontingent bilden, und daß sie auf die Mahnung des Präsidenten, der auf

*) Dem gegenüber kann es nur erfreulich genannt werden, wenn in Halle ein gesundes, sittliches Taktgefühl aus den Kreisen der Studenten aller Fakultäten gegen die Unsittlichkeit und den Cynismus auf der Bühne und gegen die Philisterhaftigkeit der diese Sudermannschen Machwerke bewundernden Menge reagiert hat. Dieser studentischen Opposition gebührt volle Anerkennung, und wenn dagegen in einem hallischen Lokalblatt ein Anonymus, der sich „Student“ unterzeichnete, wahrscheinlich aber gar keiner ist, mit ordinären Schimpfereien poltert, will das wenig besagen. Das Flugblatt, welches Studenten aller Fakultäten zur Rechtfertigung ihres Protestes haben ausgehen lassen, ist eine brave, wackere That, die auch ihren Erfolg mit vollem Recht gehabt hat.

den zu verhandelnden Schmutz aufmerksam macht, nicht den Saal verlassen. Wie inkonsequent! Warum sollen hier die Plätze leer werden, wo das Lessingtheater ein übervolles Haus hat? Und dabei ist denn doch zu beachten, daß hier im Lessingtheater wohl von eigentlichen Damen die Rede sein kann, während dort im Gerichtssaal das Wort „Dame" einen weiten Begriff haben dürfte. —

„Sodoms Ende" ist nach technischen und ethischen Begriffen ein reichlich so schwaches Machwerk wie „Die Ehre". Die Charaktere weichlich, verschwommen, ohne natürlichen Hintergrund, nirgends etwas Klares und Ganzes. Wieder Scene an Scene lose verbunden und nur die Gemeinheit sich steigernd bis an das Ende weitergeführt! Die Sprache ebenso lotterig, wie die Charaktere verlumpt. Es scheint, als solle die Sudermannsche Muse jede Erinnerung an Klassizität verabscheuen. Diesesmal hat der Autor seine Welt in die besseren Kreise versetzt und wirkt damit nur um so erbärmlicher. Aber wahrhaft verblüffend ist denn doch der letzte Trumpf, den er ausspielt. Es ist die Scene, in der der Held Willy in halbtrunkenem Zustand auf die Bühne kommt und nun mit dem ausgesprochenen Entschlusse kämpft, das nebenan schlafende Klärchen — „den Sonnenschein des Hauses" — zu verführen. Natürlich erliegt er sehr bald in dem Kampfe mit einem ganz kleinen Rest Scham und Scheu vor dem Verbrechen. Man kann sich nichts Widerlicheres denken, als diesen schwächlichen Charakter, der nirgends auch nur das geringste Interesse in Anspruch nimmt. Daß sich aber dennoch alles in ihn verliebt und verlieben muß, ist Sudermanns Sache und liegt in seiner durch und durch hysterischen Phantasie, die in dieser Beziehung sich nie genug leisten kann. Daß es aber in Wirklichkeit möglich ist, ein solch verkommenes Fragment eines Mannes auf das Podest der Unwiderstehlichkeit zu heben, ist nicht

glaubhaft. Seine Worte: „ich kann alles — ich darf alles — denn es kleidet mich,“ sind der Superlativ alles Geschmacklosen und — „Ach Gott, sie wird sich nicht wehren und ich erfülle schließlich nur ihren eigenen unbewußten Wunsch“ — ist eben das, was jedes Gemüt empören muß, es sei denn, daß der Begriff für Moral und Anständigkeit überhaupt nicht mehr vorhanden ist.

Leider ist dies öfter der Fall, als man denken sollte, denn die Anhänger der Sudermannschen Richtung scheuen sich nicht, für sie Partei zu ergreifen, sobald es jemandem einfällt, ein Wort dagegen zu äußern. Dies geschah erst neulich bei Gelegenheit der Generalsynode, wo die Sache ganz mit Recht zur Sprache kam. Wer anders als unsere Seelsorger soll tiefer von der Verkommenheit der Sudermannschen Richtung ergriffen sein? Wer anders soll die Schmach bitterer fühlen, als unsere Religionslehrer, denen gleichsam mit dem Gutheißen dieser Auswüchse der Litteratur der Boden unter den Füßen fortgezogen wird? So war es denn sehr gerechtfertigt, dagegen anzukämpfen und eine grobe Dreistigkeit derjenigen Blätter, welche es versuchten, die gute Absicht zu verkleinern und zu verspotten.

Giebt es denn keinen einflußreicheren Stand in Deutschland mehr als den, welchen die Redakteure vertreten? Giebt es keine geistige Freiheit mehr außer ihm? Man könnte unbeschadet der Wahrheit mit nein antworten. Die Verhältnisse haben sich verkehrt, und alles scheint sich dem allmächtigen Zeitungsregiment beugen zu müssen, das seine breiten Meinungsfluten unaufhaltsam durch die Welt treibt.*) Leider kann dieser

*) Es ist wahrhaft kläglich, wie gewisse Blätter, die soviel sittliche Entrüstung übrig haben, wo es ihnen paßt und die sich so gern zu Hütern des Anstands machen und mit humanen Redensarten um sich werfen, jeden Hinweis auf die von der Schaubühne drohenden Gefahren als eine persönliche Beleidigung, als ein Zeichen von pfäffischer Intoleranz oder als Engherzigkeit abweisen. Als

Zustand nicht sofort geändert oder auch nur gemildert werden, er liegt in der Natur der Sache, und so lange die Zeitungsschreiberei ein Brotfach bleiben wird, ist natürlich an keine Abhilfe zu denken. Dem freien deutschen Geiste allein wird es vorbehalten bleiben, den Druck, der auf unserer jetzigen geistigen Freiheit liegt, abzuschütteln; dieser Druck ist ganz allmählich entstanden und wird sich auch allmählich beseitigen lassen, wenn man ernstlich und mit festem Willen dagegen ankämpft. Bloße Polizeimaßregeln und Censurvorschriften helfen nichts, denn gerade das Verbot wird die Lust am Verbotenen wecken und den Protest der Menge hervorrufen, welche jede Art der Bevormundung als einen Eingriff in die Menschenrechte ansieht. Die vorjährige Generalsynode hat in dankenswerter Weise den Notstand aufgezeigt, sich aber nicht verhehlt, daß bloße Maßregeln von oben ohne eine sittliche Reaktion des Volks halb bleiben werden. Man könnte aber an die Einsetzung einer dramatischen Kommission, das heißt, eines aus sachkundigen, angesehenen Männern zusammengesetzten Aufsichtsrats, an eine Art von Gerichtshof für dramatische Fragen denken, welcher eine entscheidende Stimme in der Beurteilung dessen haben müßte, was unserm Volke auf der Schaubühne geboten wird. Soll die Bühne

---

ob nicht gerade die Achtung vor dem Theater einen Protest gegen seine Auswüchse zur Pflicht machte, und als ob nicht schon die Rücksicht auf unverdorbene Gemüter, die man mit sittlichen Gemeinheiten und raffinierten Lüsternheiten verschonen sollte, die Tagespresse nötigen sollte, sich jenen Protest anzueignen. Man müßte über die Verwirrung der sittlichen Begriffe staunen, welche in manchen Zeitungen zu Tage tritt, wüßte man nicht, wer diese Zeitungsschreiber sind. Wenn diese Herren spötteln über Sittenstrenge, Moral und Tugend derjenigen Leute, welche, sei es in der Generalsynode, sei es außer ihr, auf die Gefahren hinzudeuten sich gedrungen fühlen, welche in der sogenannten realistischen Richtung der heutigen Dramatiker liegen, so gestehen sie wenigstens widerwillig diesen Männern den Ruhm zu, für Moral und Anstand einzutreten, welche sie zu hüten nicht minder bestrebt sein sollten.

sein, was sie doch will, Bildungsanstalt, „moralische Anstalt“, so kann sie nicht das schrankenlose Recht haben, jedes Stück, dessen Inhalt sittlich-faul, und dessen Wert gleich Null ist, aufzuführen; sie muß in ihrem eigenen Interesse eine gewisse Kontrolle wünschen, der auch andre Erziehungsanstalten sich fügen müssen.

Wenn wir doch so raffiniert und klug sein wollten, als die Gesetzgeber unserer jetzigen Aera in Kunst und Litteratur; was ihnen nicht paßt, schweigen sie tot, für sich selbst und ihre zweifelhaften Ansichten aber wissen sie die Wege genau zu verfolgen, die zum glücklichen Ziele führen. — Wie so manche Bezeichnung aus früheren Tagen jetzt gemißbraucht wird, so ist es auch das Gottesgnadentum für die jetzigen Schriftsteller und Dichter. Was ist „Gottbegnadet“? Wir verstehen darunter das höchste, vollkommene Können, das überhaupt erreicht werden kann. Und wenn man nun unsern für alle Ewigkeit berühmten Klassikern dieses Prädikat beilegte, so gehört doch mindestens eine maßlose Indolenz dazu, so fragwürdige Autoren wie Sudermann dieselbe Ehre zu erweisen. Und doch geschieht dies auch bei den Kritikern, welche den Schmutz der Sudermannschen Eigenart anerkennen; hier, hoffen wir, ist es aber nur eine Phrase, teilweise auch Feigheit, sich nicht allzusehr gegen die Richtung unserer Zeit aufzulehnen. Bei allem Pessimismus der jetzigen Zeit gegenüber, die uns gar so kläglich in litterarischer Hinsicht heruntergebracht hat, geben wir doch die Hoffnung nicht auf, daß der gesunde Sinn des deutschen Publikums erwacht und ein Arzt und Richter werden möge, unter dessen unnachsichtiger Strenge eine neue, gesunde Aera entstehen möge, die alle fremden, unlauteren Elemente beiseite schiebt und endlich die höchst nötige Remedur schafft!

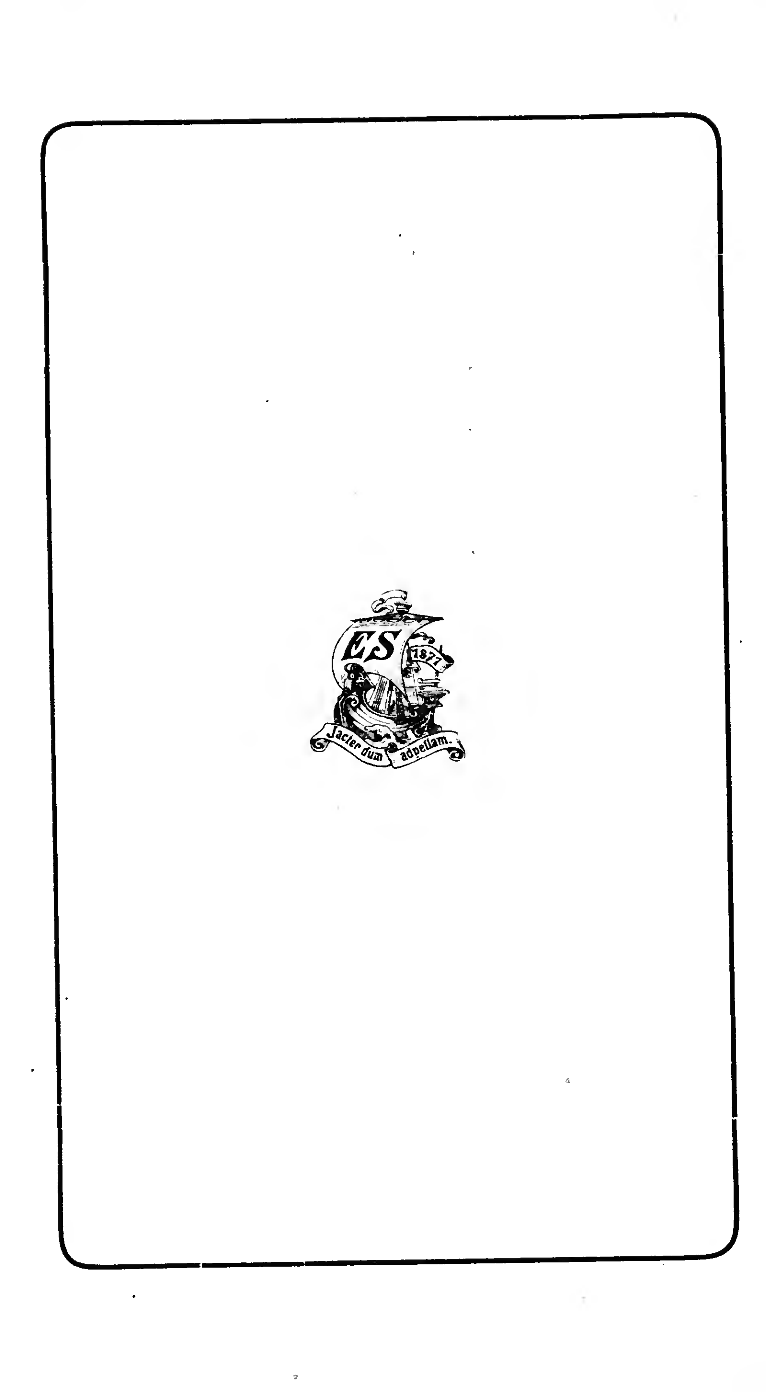
Dies kann nur einzig und allein das Publikum selbst, und wir möchten vor allen Dingen davor warnen, jede praktische wie ideale Frage im Leben lediglich als

Parteifrage zu behandeln. Durch diesen Mißstand, der seit langer Zeit immer größer und größer wird, ist jede vernünftige Diskussion brach gelegt. Keine ernste Ueberlegung kann aufkommen, und der Ruf: „nieder mit der Partei!“ macht die besten Vorsätze zunichte. Wie verwerflich dieses Treiben ist, sehen wir täglich und namentlich bei den Werken des Autor Sudermann. Wer die Stufen zu der heiligen Muse nicht zu erklimmen vermag, ohne die Hehre zu sich hinunterzureißen und sie in den Staub zu treten, wer die heilige Hand nicht ergreifen kann, um sich in lichte, erhabene Sphären emporziehen zu lassen, das ist kein Dichter von Gottes Gnaden, sondern ein Handwerker und Stümper.

Daß die ekelhafte Krankheit, welche seit langer Zeit in unserem Bühnenwesen grassiert, keineswegs ihr Ende gefunden hat, wollen wir schließlich noch ausdrücklich betonen. Ein Schauspiel von Hans Hopfen, „Helga“, zeigt dies zur Evidenz. Wieder diese hysterische Phantasie in voller Blüte! Das Schamgefühl war sonst in unserm alten, guten Deutschland angeboren und ist es auch noch heute, wo sich die Anschauungen in gesunden, normalen Verhältnissen bewegen. Hier weiß ein Kind schon das Gefühl für Scham auch ohne Mahnung zu offenbaren und bei noch so großer Naivetät ist das Bewußtsein für Wohlanständigkeit scharf ausgeprägt. Und diese **„Helga“**? Fort damit! Solche Auswüchse und Karikaturen verweisen wir in den Bereich uncivilisierter Länder, wo die Völker in moralischer Beziehung sich kaum über den Instinkt des Tieres erheben.

Wir aber möchten uns doch mit aller Kraft — noch einmal sei es gesagt — dagegen verwahren, daß eine bestimmte Koterie von Leuten uns eine Richtung in Kunst und Litteratur aufzwingt, die unserm deutschen Wesen fremd ist und unberechenbaren Schaden stiftet.

Druck von Fr. Richter in Leipzig.


ES
1877
Jacter dum adpellam.